Wildbader Tagblatt

Chronik und Anzeiger für Wildbad und das obere Enztal.

Nummer 263 | Fernruf 479 | Samstag, den 10. November 1934 | Fernruf 479 | 69. Jahrgang

Zum Sonntag

Das liebe Ich

Die schlechte Laune ist wie eine schmutzige Brille. Man sieht durch sie nur schwer hindurch, und was man sieht, das scheint häßlich, verzerrt und tadelnswert. Niemand läßt eine schmutzige Brille tagelang auf seiner Nase sitzen, aber in schlechter Laune laufen in jedem Dorf und in jeder auch noch so kleinen Stadt täglich Dutzende herum. Sie sind eine Qual für sich selbst, weil sie nicht über sich selbst hinauskommen. Ihr liebes Ich ist ihnen ein unantastbares Heiligtum. Sie sind vom Morgen bis zum Abend Wichtigtuer um ihre Person. Wenn sie auch nur wittern, daß jemand sie nicht hundertprozentig anerkennt, werden sie schon unruhig und besorgt um sich. Ist man nicht ihrer Meinung oder glauben sie, auch nur im geringsten versäumt zu werden, dann stellen sie wie der Igel ihre Stacheln nach allen Seiten. Wehe dem, der ihnen jetzt noch zu nahe tritt, er hat ihre Laune bös zu spüren! Arme Menschen sind sie, die ewig schlecht Gelaunten! Ständig umgeben von Feinden fühlen sie sich, ständig nicht gewürdigt und umpriesen. Es ist so etwas wie Verfolgungswahn, an dem sie kranken. Und sie sind eine Qual für ihre Mitmenschen. Sie versalzen die ungetrübte Freude der Gesellschaft, die gemütlich beisammensitzt. Sie bringen die Familie in Unordnung. Besonders schlimm ist es, wenn sie viel mit Jugend zu tun haben. Da hagelt es Ungerechtigkeiten, das Allerschlimmste, was jungen Menschen widerfahren kann.

Aber wie wird man der schlechten Laune Herr? Wie triumphiert man schließlich über sein liebes Ich? Da gibt es nur eines: Weg mit der Wichtigtuerei und mit dem Wahn, als werde man nicht genügend anerkannt! Preisgabe der Festung, in der man sich verschanzte, an den, der stärker ist! Das ist nur einer, Christus, der Herr. Aber braucht man denn gleich einen solchen Aufwand gegen „ein bißchen schlechte Laune"? Ja, gewiß, es geht ja nicht nur gegen unsere vorüberrauschende Stimmung, sondern gegen unsere Selbstbeweihräucherung, in der die schlechte Laune ihren Ursprung hat. Wo aber Christus ist, da hat unsere Selbstbeweihräucherung und Ungereimtheit keinen Platz mehr. Da muß die schlechte Laune das Feld räumen. Wo Er der Herr ist, da kommt ein offener, gerader, herzlicher Sinn in die Beziehungen der Menschen untereinander. Da müssen die häßlichen, staubigen Brillen den gesunden, hellen Augen weichen, die was taugen. Alle Dinge können nur in der Liebe geschehen! H. E.

Langsam zur Rede, langsam zum Zorn

Drücke den Pfeil zu schnell nicht ab, der nimmer zurückkehrt.
Glück zu zerstören, ist leicht, wiederzugeben — so schwer.

Herder.

Ueber ein Kleines, o zürnender Freund,
scheidet der Tod, die noch heute vereint.
Gib mir die Hand, eh' der Abend vergeht,
über ein Kleines — so ist es zu spät.

Gerok.

So manches Wort bereut man oft,
das jäh entfuhr und unverhofft;
so manches auch am Herzen nagt,
noch bitt'rer, weil's blieb ungesagt.

Groß.

Wochenrundschau

Den 8. November 1934

Wir feiern Friedrich Schiller, den großen Dichter aus dem Schwabenland, der ein Deutscher durch und durch war, nicht nur durch seinen äußeren bewegten Lebensgang, sondern auch durch sein geistiges Schaffen und Ringen. Schiller ist unser stärkster politischer Dichter, schon durch seine gewaltigen geschichtlichen Dramen ist er zum Seher in der Weltgeschichte geworden. Er wurde zum Urbild des Klassikers durch seine Sprachbeherrschung und durch die Kraft seiner Gedanken. Sein Feuergeist durchglühte alle Erscheinungen des Lebens, sein Idealismus, sein Pflichtbewußtsein, sein hochgesinnter Wille zum Guten ist geradezu hinreißend und hat in allen Kulturvölkern höchste Anerkennung gefunden und damit deutsches Wesen geoffenbart. Dabei durchströmt seine Dichtungen Freiheitsdrang und Vaterlandsliebe in einem Maße und in einer Fülle, wie es kaum ein zweiter der großen Geister in dichterischer Form gestaltet hat. Allerdings hat Schiller sein Weltbürgertum nie ganz abgelegt und nicht in politischer Macht das erstrebte Ziel gesehen, sondern in der Führerschaft auf den Gebieten der Kultur und freien edlen Menschentums. Aber das Lebensrecht und die Lebensnotwendigkeit des Ganzen und damit echte Vaterlandsliebe stellt er so stark in den Vordergrund seiner Dramen, daß noch heute seine geflügelten Worte aus Tell, der Jungfrau von Orleans, Wallenstein u. a. wie gegenwärtige Wirklichkeit auf uns strömen. So bleibt Schiller auch in unseren Tagen höchst zeitgemäß, wegeweisend und kräftespendend und als Prophet seines Volkes lebendig und nahe. Immer waren die Schillerfeiern nationale Feste, und so wollen wir auch in diesen Tagen seiner gedenken als eines Großen, der die Seelen seines Volkes durch seine Dichtungen aufgeschlossener macht für die Einheit des Denkens und Wollens, und der uns Mahner ist in schwerer Zeit.

Nur mit der Kraft stärkster Vaterlandsliebe und gewaltigen Freiheitsdranges können wir den Kampf um die deutsche Saar bestehen. Tag für Tag wird berichtet, wie unendlich schwer es die deutschen Brüder an der Saar gegen Terror und Uebergriffe der verschiedensten Gegner haben. Die militärischen Vorbereitungen Frankreichs an der Saargrenze, die ein gefährliches Spiel mit dem Frieden darstellen, haben überall größtes Aufsehen erregt und zu einem äußerst scharfen Pressekampf geführt. Frankreichs Vorgehen war eine Drohung und ein Druck auf die kommende Abstimmung, ein Säbelrasseln, das über Deutschland hinaus in diplomatischen Kreisen Unruhe auslöste. Nun hat der französische Außenminister Laval doch eine Aussprache mit dem deutschen Botschafter, Köster, in Paris gehabt und wenn in der französischen Auslassung hierüber auch Truppenverschiebungen und militärische Vorbereitungen in Abrede gestellt wurden und auf Mißverständnisse hingewiesen wird, die Kernfrage ist die, daß Deutschland bestreitet: Es ist kein Rechtsgrund vorhanden, auf den Frankreich Militärmaßnahmen an der Saar stützen könnte. Die beiderseitige Auffassung über die volle Achtung der Abstimmungsfreiheit der Saarländer mag befriedigen und Einigungsmöglichkeiten aufzeigen, zumal deutsche Schritte in den Hauptstädten Europas bevorstehen. Der Präsident der Saarregierung, Knox, trägt aber auch jetzt noch für die Beunruhigung der Saarbevölkerung die Hauptverantwortung, weil er die Drohung mit französischem Einmarsch verwendet und mit immer neuen Verboten gegen die deutsche Bevölkerung arbeitet.

Unterdessen hat in Rom der dreigliederige Saarausschuß des Völkerbundes unter dem Vorsitz des Italieners Aloisi seine Beratungen aufgenommen, die der Vorbereitung der Völkerbundsratstagung vom 21. November dienen. Nach der Technik des Völkerbundsrats pflegen in der Regel die Gutachten, Empfehlungen und Anträge vorbereitender Ausschüsse im großen und ganzen ohne Aussprache angenommen zu werden. Es liegt daher auf der Hand, daß diesmal den Vorschlägen, die die Saarkommission für diese Völkerbundsratstagung zu machen hat, geradezu ausschlaggebende Entscheidung zuzumessen ist. Von dem Votum des Völkerbundsrates wird es dann abhängen, ob die Weiterentwicklung der Saarfrage in der Linie verläuft, die Deutschland wünscht, oder ob es den französischen Quertreibereien gelingt, sie zugunsten Frankreichs abzubiegen. Der englische Außenminister Sir John Simon hat im Unterhaus die Erklärung abgegeben, daß die Verwendung englischer Truppen im Saargebiet weder erörtert noch in Erwägung gezogen sei. Er hat die Gelegenheit wahrgenommen, um von einer „angemessenen Zurückhaltung auf allen Seiten" zu sprechen, Worte, die in erster Linie nach Paris, darüber hinaus aber auch nach Rom gerichtet sind. Sir John Simon spielt damit nicht nur auf den unmittelbaren Anlaß, der zu der Truppendebatte geführt hat, an, sondern zweifellos auch auf das französische Memorandum zur Saarfrage, das dem Aloisi-Ausschuß zur Beratung unterbreitet worden ist. Die Reichsregierung hat es für notwendig gefunden, bei der Wichtigkeit einer richtigen Beantwortung dieser Fragen die Mitglieder des Aloisi-Ausschusses durch besondere deutsche Delegierte zu unterrichten. Der Saarbevollmächtigte, Bürkel und der vortragende Legationsrat im Auswärtigen Amt, Voigt, sind zu diesem Zweck bereits in Rom eingetroffen. Außer den Fragen der französischen Denkschrift wird ihre wachsame Aufmerksamkeit in erster Linie der französischen These gelten müssen, nach der Deutschland auch nach der Abstimmung für eine geraume Zeit Rechtsbürgschaften leisten soll.

Das gefährliche Spiel Frankreichs um die Saar findet nun durch die Kabinettskrise mit dem Rücktritt Doumergues eine innenpolitische Beleuchtung. An anderer Stelle ist hierüber berichtet. Der Bruch der stärksten Partei, der Radikalsozialisten unter Führung Herriots, mit Ministerpräsident Doumergue wegen seiner Reformpläne führte zum Rücktritt des Kabinetts. In einer Zeit, die Europa in Unruhe steckt, kann dieser Systemwechsel in Paris als Gefahrenherd nicht ernst genug genommen werden. Frankreichs Außenpolitik darf als Maßstab dienen. Die zu Italien angebahnte Freundschaft steckt auf halbem Wege. Bei Mussolini hat unterdessen der ungarische Ministerpräsident Gömbös Besuch gemacht, um die wirtschaftliche Zusammenarbeit enger zu gestalten und für die politischen Fragen des Donauraums und der ungarischen Revisionsbestrebungen Unterstützung zu suchen. Der österreichische Bundeskanzler fährt in acht Tagen zu Mussolini.

In Ankara hat eine Konferenz der Balkanentente stattgefunden, deren Bedeutung die Beteiligten lebhaft unterstreichen. Es ist dabei für den Wechsel der Gesamtstimmung interessant, daß ausgerechnet der Vertreter Jugoslawiens, der stellvertretende Außenminister Puritsch, nach der Konferenz der Presse eine Erklärung übergab, die die Festigung des Gefüges der Balkanentente ganz besonders stark hervorhebt. „Wir haben" — so sagte er — „die Balkanentente gefestigt, und wir dürfen ohne Uebertreibung sagen, daß wir eine neue Großmacht geschaffen haben. Wir werden unsere wirtschaftlichen, politischen und sozialen Beziehungen im Hinblick auf die Gewährleistung unserer gemeinsamen Interessen und der Unabhängigkeit

Ein Volk tritt an

Ein Roman vom neuen Deutschland
von **Paul Hain.**

49 Nachdruck verboten

In dieser Nacht liegt Max Holm noch lange schlaflos in der „Falle".

Er hört deutlich das Stiefelgeklapper des Wachtpostens draußen, der in gewissen Zeitabständen vorbeipatrouilliert. Seine Gedanken fliegen durch Decke und Wände, fliegen über das freie Land bis in eine Wohnug, die er übermorgen wieder mit Bangen betreten wird. Aber er fühlt — es wird auch Freude mit dabei sein und viel Stärke wird er nötig haben, um den scheelen Blicken standzuhalten.

Und es wird ein neues Leben beginnen. Ein ganz neues Leben.

Unwillkürlich ballen sich seine Hände auf der Bettdecke zu Fäusten — kräftigen, trotzigen Fäusten, die hart und schwielig geworden sind und gelernt haben, irgendwie und wo zuzupacken. Und mit diesen Fäusten auf dem Bett schläft er ein.

— — — — — — — —

Zwei Tage später wird das Tor geöffnet. Breit und freundlich tut es sich auf und läßt zehn junge Leute hinaus auf die Straße.

Zehn junge Menschen sind der Freiheit wiedergegeben, auf daß sie sie besser nützen, als sie es bisher verstanden. Max Holm ist uter ihnen.

Einige SA.-Leute winken ihnen kameradschaftlich zu. Zigaretten werden herumgereicht. Man steht noch plaudernd beisammen, tauscht Händedrücke aus. Jeder fühlt sich unendlich wohl in seiner „Zivilluft", die er heute wieder anziehen durfte, und kostet dieses Gefühl schon hier am Tore aus.

Zwei Autos fahren vor. Einige Herren in Zivil steigen aus und verschwinden schnell durch die Einfahrt. Die Entlassenen blicken ihnen nach — es ist etwas an diesen Leuten, was sie stutzen läßt. Auch sie haben einmal mit solchen Zivilisten zu tun gehabt und sie haben eine besondere Witterung für sie: Kriminalbeamte!

Die beiden SA.-Posten schmunzeln verständnisvoll.

„Jawohl", sagt der eine, wenn ihr noch 'n bißchen warten wollt, könnt' ihr was erleben!"

Natürlich warten sie.

Eine Viertelstunde später kommen die Herren zurück. Zwischen ihnen gehen vier, fünf ehemalige „Genossen"

„Au backe!" sagt jemand. „Det is doch Raun, der Großsprecher? Und sein Herr Intendant? Na — und die andern — ooch 'n paar janz prominente Hengste. Wat is 'n los mit die?"

„Noch nichts gehört?" sagt der SA.-Mann. „Mensch, denkste, man kann hunderttausend Eier und so in eenem Jahr reell verdienen wie die Brüder? Wenn da eener dem andern 'n Rosenstrauß zum Geburtstag schenkte, denn hat er 'n den Funkhörern anjekreidet und jleich 'n janzen Jarten uff Spesenkonto jestellt. Die Konferenzen fanden natürlich in Weinstuben statt, alles uff Spesenkonto! Wenn unsereens sich mal 'ne Molle spendierte, kam man sich wie 'n Verschwender vor. Na — wer weeß, wat se sich noch alles zujeschoben ham. Man nennt so wat Untreue! Kinder — det war 'n eure Parteifreunde!" Er spuckt aus.

Eben werden die Verhafteten in die Wagen verstaut. Sie sehen ziemlich käsig aus. Ein Traum von prunkvollen Villen in Wannsee und protzigem Größentum ist ausgeträumt. In Moabit herrscht eine wunderbar klare Luft!

„Pfui Deibel!" sagt Max Holm.

Die Autos fahren ab.

Man sieht ihnen stumm nach, zehn Köpfe recken sich freier und stolzer und plötzlich sagt einer nach einem tiefen Atemholen:

Früher hätte man uns kleene Mitläufer nach Moabit jeschickt. Heute scheint man wirklich und wahrhaftig an die jroßen Gauner 'ranzujehn. Alle Achtung! Det jefällt mir. Schon wenn sich nischt anders jeändert hätte als die Jerechtigkeit, da kann ick wirklich bloß rufen: „Heil Hitler!"

Er schwenkt die Schiebermütze und die andern reißen, wohl zum erstenmal in ihrem Leben, die Arme hoch und schreien mit: „Heil Hitler!"

Dann fassen sie sich unter die Arme und marschieren zu dreien und zweien zum Bahnhof. Die SA.-Posten blicken lächelnd hinter ihnen her und der eine von ihnen grinst vergnügt:

„Ick jlobe, die haben's nun endlich ooch begriffen. Mit der Zeit werden se schon alle helle werden."

Am Sonntagnachmittag kommt Ursel nach Hause zu ihren Eltern, wie sie das öfter tut. So auf eine Plauderstunde. Die Mutter ist dann immer schrecklich froh und hat gewöhnlich eine besondere kleine Delikatesse für sie aufgehoben.

Heute dauerts eine Weile, bis auf das Klingeln geöffnet wird. Und als Frau Holm die Tür aufmacht, findet Ursel, daß sie anders aussieht als sonst — ordentlich verklärt, denkt sie.

Dann tritt sie in die Wohnstube und bleibt mit einemmal wie angewachsen stehen.

„Max —", sagt sie leise, mit großer, schwesterlicher Freude und weiß nun, warum die Mutter so anders ausschaut.

„Ja — da bin ich wieder, Ursel".

Der Postsekretär Holm raucht seine Sonntagszigarre und blickt froh und zufrieden drein, und es gibt ein großes Erzählen.

Auch Ursel merkt bald, daß Max ein anderer geworden ist. Die große „Klappe" ist verschwunden, er ist ruhiger, benommener als früher. Manchmal fast etwas scheu, geht es Ursel durch den Kopf. Er weiß bereits, daß sie nicht mehr bei Magnussen tätig ist, daß sie beim Sanitätsrat Munkebühl wohnt und zwei reizende, kleine Kinder betreut.

Was er nun selbst machen wird? Nun, er will nichts unversucht lassen. Im Winter wird es ja schwer sein, Arbeit zu finden, meint er, aber lange wird er bestimmt nicht zu Hause herumlungern. Und wenn er mit irgendwas auf der Straße handeln soll. Schließlich — vielleicht käme er auch beim Arbeitsdienst an. (Fortsetzung folgt.)

LANDKREIS CALW Kreisarchiv Calw

der Balkanstaaten im Rahmen unserer Entente weiter ausbauen". Im gleichen Sinne hat sich Titulescu, der der Konferenz präsidierte, ausgesprochen, indem er erklärte, die Balkanentente habe aufgehört, ein einfaches Sicherheitsbündnis zu sein, sondern sie habe sich in einen politischen Organismus verwandelt, dessen Funktionen durch die in Ankara unterzeichneten Statuten festgelegt worden seien. Ob diese weitgehenden Formulierungen heute schon zutreffen, muß allerdings auf Grund der aus Ankara vorliegenden Nachrichten bezweifelt werden. Zum Teil nehmen sie eine Entwicklung voraus, die wohl angestrebt sein mag, die zu verwirklichen jetzt aber noch nicht gelang. Ebensowenig wie es ja gelungen ist, den noch weiter ausgreifenden Plan Titulescus zu realisieren, der eine völlige Fusion der Balkanenteute mit der Kleinen Entente herbeiführen wollte. Dem hat sich vor allem Griechenland widersetzt mit der Begründung, daß das Verhältnis Ungarns zur Kleinen Entente noch ungeklärt sei. Ungarn sei aber mit Italien verbündet, und Athen wolle unter keinen Umständen in einen Konflikt seiner Bundesgenossen mit Rom hineingezogen werden. So sehen wir, daß der europäische Stabilitätszustand noch lange nicht erreicht ist und daß noch alles in der Entwicklung begriffen ist.

In den Vereinigten Staaten haben die Demokraten bei den Kongreßwahlen einen großen Sieg errungen. Sie haben nicht nur im Abgeordnetenhaus ihre Zweidrittelmehrheit behauptet, sondern auch im Senat die Zweidrittelmehrheit erobert, so daß der Kongreß in Zukunft völlig von ihnen bzw. Präsident Roosevelt beherrscht wird. Das amerikanische Volk hat mit diesem Ausgang der Wahlen Präsident Roosevelt persönlich und seiner Aufbaupolitik des New-Deal ein überwältigendes Vertrauensvotum ausgesprochen. Auf Grund des Ausfalls der Wahlen hält man eine Wiederwahl des Präsidenten bei den nächsten Präsidentenwahlen und damit eine ununterbrochene demokratische Herrschaft für die Dauer von weiteren vier Jahren gesichert.

In der deutschen Innenpolitik ist die Einsetzung eines Reichskommissar zur Ueberwachung der Preise eine Maßnahme, die allseits Billigung findet. Dr. Karl Gördeler, Oberbürgermeister von Leipzig, ist durch Beschluß des Reichskabinetts zum Reichskommissar ernannt. Er tritt damit von neuem ein Amt an, das er schon unter dem Reichskanzler Dr. Brüning inne hatte. Damals, im Dezember 1931, ist er eigentlich erst der breiteren Oeffentlichkeit bekannt geworden, obwohl er in den engeren Verwaltungsbezirken, die er vorher betreute, so als zweiter Bürgermeister von Königsberg und dann, seit April 1930 als Oberbürgermeister von Leipzig, sich die größte Anerkennung seines Wirkens errang. Gördeler gilt als besonders guter Kenner finanzieller und wirtschaftspolitischer Fragen. Das hat ihm seinerzeit auch seine erste Berufung als Preiskommissar eingetragen.

Ohne Reklame — kein Geschäft

Der Zusammenhang zwischen Werbung und Nachfrage

Die Erkenntnis, daß man Werbung treiben müsse, um Erfolg zu haben, gehört zum ABC des Geschäftsmannes, und die praktische Erfahrung bestätigt diese sachliche Theorie. Trotz alledem gibt es immer hin und wieder noch Nörgler und Besserwisser, denen namentlich die Bedeutung der Zeitungsanzeige in diesem Zusammenhang nicht einleuchten will, und es erscheint angebracht, einmal die Frage des Zusammenhanges zwischen Werbung und Nachfrage vorher zu erörtern, die ja die Voraussetzung und Erklärung für die oft beachtete Tatsache der erfolgsichernden Macht der Reklame ist.

Es gibt Leute, die diese Macht leugnen oder übersehen. Der Anzeigenleiter einer angesehenen Zeitung schrieb kürzlich an eine Firma, die Wintersportartikel herstellt, und machte darauf aufmerksam, daß eine Bekanntgabe dieser Artikel in der betreffenden Zeitung gerade jetzt vor Beginn der Saison von größter Wirkung sein werde. Als Antwort erhielt er ein höfliches Schreiben der Firma ungefähr des Inhalts, daß, wenn der Absatz der von ihr hergestellten Artikel eine Vergrößerung ihres Reklameetats rechtfertige, man gerne im nächsten Jahre auf das Angebot eingehen werde, etc. Natürlich war die Antwort des Anzeigenleiters hierauf die einzig richtige. Er wies nämlich darauf hin, daß der sicherste Weg, die erwünschte Steigerung des Absatzes zu erzielen, ja eben das Zeitungsinserat sei. Aber damit erklärte sich der Inhaber der Firma nicht einverstanden; der Absatz, so erklärte er, werde durch den Bedarf reguliert, und es sei seiner Ueberzeugung nach weniger wichtig, in kostspieligen Anzeigen etc. immer wieder auf sich aufmerksam zu machen, als sein Interesse auf die Maßnahmen und Verhältnisse zu lenken, die geeignet seien, den Bedarf zu vergrößern, ohne welchen auch die beste Reklame nichts nütze.

Natürlich liegt hier ein Denkfehler vor, der dann auch leicht „festgenagelt" werden konnte, dem man aber leider noch immer häufig begegnet. Es ist nämlich ein Irrtum anzunehmen, daß der Bedarf etwas sozusagen für sich selbständig Existierendes sei und daß er nicht auch durch entsprechende Werbemaßnahmen, unter welchen die Werbung durch die Zeitung ganz naturgemäß die größte Rolle spielt, gesteigert werden könnte.

Ein gewisser Bedarf an sich ist zweifellos da. Der Mensch ist ein Geschöpf mit mannigfachen und mannigfaltigen Bedürfnissen, die zum Teil durch seine Lebensbedingungen und durch seine Umgebung, Neigung, Gewohnheit etc. geschaffen werden. Nun erfährt er von etwas, einer Sache, einer Einrichtung oder was immer es sein möge, das geeignet ist, dieses sein Bedürfnis zu befriedigen, und aus dieser Kenntnisnahme erwächst in seinen Gedanken der Wunsch, sich diese Erfüllung zu verschaffen. Mit anderen Worten, es reift in ihm der Entschluß, zu kaufen, und aus diesem Entschluß entsteht die Nachfrage.

Und hier wird die vermittelnde Mission der Zeitungsanzeige klar ersichtlich. Wenn sie auch nicht den Bedarf an sich schaffen und vergrößern kann, so ist sie doch imstande, auf das Vorhandensein des Bedarfes aufmerksam zu machen, den Wunsch zu seiner Deckung zu wecken und ihn in die Tat der Nachfrage umzuwandeln. Aber noch einen Schritt weiter können wir in dieser Richtung gehen. In gewisser Weise kann die Anzeige doch tatsächlich auch den Bedarf vergrößern, indem sie nämlich ihre suggestive und ihre informierende Kraft ausübt. Dies sei an einem kleinen Beispeil aus dem alltäglichen Leben erläutert:

Jahrzehntelang hat die Hausfrau sich bei der Wäsche mit einem mühsamen und zeitraubenden Reinigungsverfahren durch Pottasche, selbstgekochte Seife etc. geplagt. Der Bedarf an Mitteln, die geeignet und imstande waren, ihr diese Aufgabe zu erleichtern, war also da. Nun kamen erfinderische Chemiker auf den Gedanken, selbsttätige Waschmittel herzustellen, oder Fabrikanten und Ingenieure bauten Waschmaschinen, die der Hausfrau den größten Teil ihrer Arbeit abnehmen konnten. Diese neuen Erfindungen wurden durch großzügige Zeitungswerbung allgemein bekannt gemacht. Die Hausfrauen lasen diese Zeitungsanzeigen, und erst wenige, später ungezählte Tausende, wurden Verbraucherinnen der so angekündigten Artikel. Heute ist es wohl nur noch ein verschwindend kleiner Bruchteil von ihnen, der nach der veralteten Methode wäscht. Ein Bedarf ist geschaffen und vergrößert, obgleich sich an den Verhältnissen oder Bedürfnissen, die diesen Bedarf an sich schaffen, wenig oder nichts geändert hat, denn die Notwendigkeit für die Hausfrauen, ihre große Wäsche zu halten, bestand und besteht nach wie vor.

Und hier haben wir auch zugleich die Beantwortung der Frage, warum, wenn Werbung den Bedarf vergrößert, den Kaufwunsch wecken und die Nachfrage hervorrufen kann, gerade die Werbung durch die Zeitungsanzeige hierbei das beste Mittel ist? Die Antwort lautet: Weil sie die Information über und Bekanntgabe der Dinge, die der Käufer braucht und sucht und die der Geschäftsmann zu verkaufen hat, am schnellsten, sichersten und weitesten verbreitet. **Keine Werbungsweise kommt dieser an Erfolgsmöglichkeiten gleich!**

Wer liest was?

Auch ein Kapitel zur „Woche des deutschen Buches"

Die „Woche des deutschen Buches" soll in diesen Tagen erneut mit größerem Nachdruck alle Schichten des Volkes auf die Notwendigkeit des Buches als Kulturfaktor hinweisen. Durch Rundfunk und systematische Propaganda wird uns von vielerlei Seiten gesagt, was wir eigentlich lesen sollen. Abgesehen davon, daß bei der Nennung des propagierten Lesestoffes selbstverständlich Gesichtspunkte wie die politische und nationale Schulung, die Bildung des literarischen Geschmacks und besonders auch die persönliche Meinung der jeweils Empfehlenden ausschlaggebend sind, erweckt auch das immerwährende Herausstellen bestimmter Bücher und Probleme leicht den Eindruck, als würden tatsächlich diese oftgenannten Werke den Hauptteil des Lesestoffes des breiten Publikums bilden. Dem ist bei weitem nicht so.

Schon die Aussprache, die jeder von uns in seinen Bekanntenkreisen über das Lesebedürfnis und den vorhandenen Bücherschatz herbeiführen kann, wird wesentlich andere Ergebnisse zeitigen. Fragt man aber erst jemanden, der berufsmäßig Bücher verleiht, z. B. einen Bibliothekar in den Volksbüchereien oder einen Besitzer der zahlreichen privaten Leihbibliotheken, so wird die Differenz zwischen dem, was gelesen werden soll und was gelesen wird, noch deutlicher in die Augen springen.

„Sage mir was Du liest, und ich werde Dir sagen, wer Du bist." Zunächst ist das Alter der Lesenden bei der Buchauswahl von Einfluß. Wir wissen selbst, daß wir als Kinder Märchenbücher und Schulgeschichten lasen und später als echte Jungen Winnetous Heldentaten und -tod, und Old Shatterhands tollkühne Abenteuer mit begeisterter Teilnahme verschlangen oder als Mädchen „Trotzkopfs" Erlebnisse in der Pension und ihre erste Liebe innerlich miterlebten. Dann kamen die ersten Jahre nach der Schulentlassung: der Beruf. Die Berufsinteressen und die Fachausbildung stellten den hauptsächlichen Teil unserer Lektüre.

Und wie ist es jetzt, wo wir im Leben stehen, ledig oder als Familienvater, als Arbeiter, Angestellter, Beamter oder im freien Beruf? Hier unterscheidet sich der Leserkreis wesentlich nach der sozialen Schichtung. Es ist selbstverständlich, daß zunächst das Bedürfnis nach unterhaltendem Lesestoff weit voransteht. Wer abends müde nach der Arbeit ausruht, mag sich nicht mehr mit Fachproblemen plagen. Neben der Tageszeitung nehmen besonders, für Frauen und Männer gleich stark, die Reiseschilderungen und Tatsachenberichte in spannender Darstellung einen weiten Platz ein. Immer noch wird von den Frauen im Gegensatz zu den weniger „gemütvollen" Männern der Liebesroman stark gefragt. Und da ist es auch immer noch der Roman niederer Leistungsklasse, bei der die Heldin nach dem Kampf gegen die Widerstände des Lebens endlich dem Geliebten die „Hand zum Bunde für das Leben reicht". Auch Kriminalromane, bei denen einem das Gruseln kommen kann, sind viel begehrte Lektüre. Hier lesen allerdings die Männer eifriger als Frauen, sie haben stärkere Nerven.

In der letzten Zeit ist die Nachfrage nach der Kriegsliteratur und der Würdigung der heldenhaften Leistungen unserer Truppen während des Weltkrieges größer geworden. Der Aufbruch unseres Volkes und das Bewußtwerden eigener Größe und Vergangenheit wirkt sich hier, vor allem in der Jugend, aus. Selbstverständlich bildet die nationalsozialistische Literatur, sowohl die belehrende wie auch die unterhaltende, ein beachtliches Moment, das allerdings naturgemäß erst seit kurzer Zeit stark hervortritt. Auch hier werden Werke, die unterhaltend sind oder in unterhaltsamer Aufmachung Belehrung geben, tiefgründigen Abhandlungen und rein politischen Arbeiten vorgezogen. Kluge Rücksichtnahme gerade auf diese letzte Tatsache wird darauf hingehen, daß hier schulende Literatur ohne jede Verwässerung gegeben werden muß, die aber nicht zur „Ueberfütterung" führen darf.

Die „gute Literatur" findet ihre Leserschaft natürlich in den wesentlich kleineren Kreisen der gebildeten Schichten. Doch muß die erfreuliche Tatsache festgestellt werden, daß durch systematische Propaganda und die Schulungsarbeit großer Verbände die Lesergemeinde der wirklich wertvollen Bücher unterhaltenden Inhalts dauernd im Steigen begriffen ist.

So bedingen Alter, Beruf, Geschlecht, Wirtschaftslage und Saison — man denke nur an den vermehrten Bücherkauf zum Weihnachtsfest! — die Inanspruchnahme unserer Büchereien und die Auswertung des deutschen Buchmarktes, der jährlich um 20 000 bis 30 000 Bücher bereichert wird. Die Berücksichtigung dieser Faktoren bei der Propaganda für das deutsche Buch und die Leitung des kaufenden Publikums werden dazu führen, daß die Differenz zwischen dem Gelesenen und dem, was gelesen werden soll, immer geringer wird.

Anekdoten und Schnurren

Kaiser Wilhelm der Erste war unpäßlich und mußte auf den Rat der Aerzte das Zimmer hüten. Als sie gerade bei ihm waren und ihm größte Schonung und Ruhe verordneten, zog die Berliner Wachtparade vorbei. Der Kaiser wollte ans Fenster gehen, doch die Aerzte wollten ihn dem Lärm der Musik und des Volksjubels nicht aussetzen. Er wies sie zurück und sagte: „Lassen Sie mich nur, ich muß jetzt ans Fenster, denn im Baedeker steht, daß man mich um diese Zeit von der Straße aus sehen kann."

*

Der berühmte Wiener Hofprediger des 18. Jahrhunderts, Abraham a Santa Clara, war wegen seiner Grobheit und Deutlichkeit auf der Kanzel sehr gefürchtet. Als er einstmals gegen die tiefe Dekolletés der Damen wetterte, rief er in seinem Eifer aus: „Diese Damen, ganz gleich, wer sie sind, sind nicht das Anspeien wert!" Darob große Entrüstung bei der weiblichen Hofgesellschaft und Beschwerde beim Kaiser. Der verlangte, daß der Prediger in seiner nächsten Kanzelrede seine Behauptung widerrufe. Befehlsgemäß trat Abraham a Santa Clara das nächstemal auf die Kanzel und sagte folgendes: „Die hohen Damen der Hofgesellschaft haben sich beschwert, daß ich gesagt habe, sie seien in ihren Dekolletés nicht das Anspeien wert. Ich nehme das zurück und stelle fest, sie sind es wert."

*

Mozart mußte einmal für die Steuerbehörde ein festes Einkommen angeben. Er trug in das vorgeschriebene Formular sein 800 Gulden-Gehalt ein, das er als Kammerpopositeur des Kaisers Joseph bezog und machte in der Spalte „Besondere Bemerkungen" folgenden Zusatz: „Zu viel für das, was ich leiste; zu wenig für das, was ich leisten könnte."

*

Goethe ging einst mit Herrn von Stein in der Gegend von Karlsbad spazieren. Es regnete sehr, doch das störte Goethe nicht, nach Steinen zu suchen. Sein Begleiter wurde ungeduldig und trieb nach Hause, doch der Dichterfürst zögerte immer wieder. Endlich rief Herr von Stein ärgerlich aus: „Nun, wenn die Steine Sie so interessieren, zu welchen Steinen rechnen Sie mich dann?" „Zu den Kalksteinen, mein Bester", sagte Goethe gelassen, „wenn Wasser auf sie kommt, dann brausen sie auf."

Zum 50. Todestag Alfred Brehms

Am 11. November vor 50 Jahren starb der große deutsche Tierfreund und Forscher Alfred Brehm, dessen grundlegendes Werk „Tierleben" Weltruhm erlangt hat.

Ein Freund der Tiere

(Zum 50. Todestage Alfred Brehms am 11. November.)

Von Hans Soltau.

Groß ist die Zahl der Naturforscher, die das deutsche Volk im Laufe des letzten Jahrhunderts der Menschheit geschenkt hat. Unter all den berühmten Namen vermochte aber wohl kaum ein anderer in solchem Maße auch über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus solches Ansehen zu gewinnen wie der Alfred Brehms, dessen Todestag sich am 11. November zum 50. Male jährt.

Brehms zukünftiger Lebensweg wurde in gewissem Grade durch seine Herkunft vorausbestimmt. Sein Vater war zwar Pastor in dem kleinen Orte Renthendorf bei Neustadt an der Orla, daneben aber einer der besten Kenner und sorgfältigsten Beobachter der heimischen Vogelwelt. Es konnte nicht ausbleiben, daß diese Neigung auch bei seinem Sohne Alfred geweckt wurde und dann in ihm immer stärker Wurzel schlug. So galt schon der junge Gymnasiast als hervorragender Ornithologe. Diese Tatsache veranlaßte einen Bekannten der Familie Brehm, einen Baron von Müller, der vor einer Afrikareise stand, sich den jungen Alfred als naturwissenschaftlichen Begleiter mitzunehmen. Fünf Jahre lang wurden nun weite Gebiete des Dunklen Erdteils durchstreift; die wissenschaftliche Ausbeute fand ihren Niederschlag in den „Reiseskizzen aus Nordostafrika".

Diese Reise wurde entscheidend für die weitere Entwicklung Alfred Brehms. Er entschloß sich, künftig ausschließlich den Naturwissenschaften, und unter ihnen insbesondere der Erforschung der Tierkunde, zu widmen. Einigen Studienjahren in Jena und Wien, welche die wissenschaftliche Grundlage brachten, folgte eine Reise nach Spanien, eine weitere nach Norwegen, Schweden und Lappland. Nach einer Forschungsfahrt mit dem Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha, die nach Abessinien führte, nahm Brehm die Stellung eines Direktors des Zoologischen Gartens in Hamburg an, die er indessen bald wieder aufgab, um sich in dem heimischen Renthendorf niederzulassen und dort seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen. Der Aufenthalt hier wurde nur kurz durch einen Ruf nach Berlin unterbrochen, wo Brehm das auch heute noch als Sehenswürdigkeit geltende Aquarium einrichtete. Später widmete er sich vorzugsweise ausgedehnten Vortragsreisen, die ihn durch fast alle größeren deutschen Städte und schließlich auch nach den Vereinigten Staaten führten. Dies sollte ihm zum Verhängnis werden. Sein Körper, der nie besonders kräftig gewesen, zeigte sich den ihm zugemuteten Anstrengungen nicht gewachsen. Bald nach seiner Heimkehr nach Renthendorf starb Alfred Brehm am 11. November 1884.

Unter Brehms wissenschaftlichen Werken ist neben kleineren Arbeiten zunächst „Das Leben der Vögel" zu erwähnen, das, ein Ergebnis der Beobachtungen auf den Spanien- und Nordlandreisen durch seine meisterhafte Schilderung Aufsehen erregte und Brehms Ruf als populär-wissenschaftlichen Schriftstellers begründete. Weit übertroffen wird es indessen durch das Hauptwerk Alfred Brehms, das „Illustrierte Tierleben", dessen erster Band im Jahre 1864 erschien. Das Werk hatte einen überraschenden Erfolg, in mehrfachen Ausgaben hat es sich den deutschen Büchermarkt erobert, und es gibt wohl keine Kultursprache, in die es nicht übersetzt worden wäre.

Der Erfolg von „Brehms Tierleben", wie es heute allgemein genannt wird, beruhte einmal auf der glänzenden Beobachtungsgabe des Verfassers, der Jahre hindurch keine

LANDKREIS CALW Kreisarchiv Calw

Mühe gescheut hatte, um die heimische Tierwelt wie die der von ihm bereisten Länder in der Freiheit zu beobachten. Dazu trat eine hervorragende Gabe der volkstümlichen, dabei aber doch wissenschaftlichen Darstellung, die alles Trockene vermied, dagegen das Interesse des Lesers in hohem Maße anzuregen wußte. Der Hauptvorzug des Werkes lag aber darin, daß es in der Behandlung der Tierkunde vollkommen neue Wege einschlug. Hatte diese sich bis dahin vornehmlich auf Anatomie, Systematik und Physiologie beschränkt, so brach Brehm völlig mit dieser Gewohnheit, schob diese gewiß wichtigen, aber für den Durchschnittsleser wenig fesselnden Dinge in den Hintergrund und räumte dafür der bis dahin stark vernachlässigten Biologie einen hervorragenden Platz ein. So konnte das „Tierleben" in alle Volkskreise dringen, überall Liebe zur Tierwelt wecken und den breitesten Schichten zoologische Kenntnisse vermitteln. Mit „Brehms Tierleben" war dem deutschen Volke ein Werk geschenkt, das den Ruhm deutscher Forschung und deutscher Wissenschaft weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus getragen hat. Es ist nur billig, daß dankbare Verehrer den fünfzigsten Todestag des Verfassers zum Anlaß nahmen, um ihm in der Nähe der Stadt Oschatz aus Findlingsblöcken ein einfaches Denkmal zu errichten, an einer Stelle, auf der Alfred Brehm häufig gewissermaßen auf Horchposten gelegen hat, um das Leben seiner Lieblinge, der Tiere, zu beobachten.

Friedrich von Schillers 175. Geburtstag

Schillers Geburtshaus

Von Wilhelm Heimer

(Nachdruck verboten.)

Es gibt in deutschen Landen etliche Orte, die Marbach (wohl aus Markbach = Grenzbach entstanden) heißen, es mögen etwa 15 sein, in Württemberg allein zählt man drei und dazu noch ein Marbächle, aber wenn man im allgemeinen von Marbach spricht, dann meint im Osten und Westen, im Süden und Norden unseres großen Vaterlandes und überhaupt überall auf der Welt das Marbach a. N., wo Friedrich der Große von Schwaben allen Deutschen geboren wurde.

Jeder Schwabe kennt dieses Neckarstädtchen, in dem sich Gott sei Dank noch so viel Altväterlich-Behagliches erhalten hat. Spöttische Zungen freilich behaupten, daß die Wallfahrt der Landsleute in dieses gemütliche Städtchen weniger wegen der Schiller-Kultstätten als wegen des Schillerweins erfolge. Aber wenn diese Spötter auch recht behalten sollten, nolens volens muß auch der, der hier dem schwäbischen Bacchus Opfer bringen will, an den Schillerstätten vorbei, denn es schillert in dem Städtchen mit seinen freundnachbarliche Unterhaltung pflegenden Hausgiebeln überall. Drunten in die stolze spätgotische Alexanderkirche mit der herrlichen Gnadensonne des Netzgewölbes trug Frau Elsbeth Dorothea Schillerin ihren Neugeborenen, der dort den Namen Johann Christoph Friedrich Schiller erhielt. Die Glocke, die einst dem unbedeutenden Säugling zur Taufe läutete, klingt heute in stummem Pathos aus dem erzenen Riesenstandbild, das man dem großen Dichter zwischen der Stiftskirche und dem Alten Schloß in Stuttgart erstellt hat — das Erz dieser Glocke floß mit in die Thorwaldsensche Form und bildete Haupt und Brust des Denkmals. Die Glocke, die heute auf dem schönen Turme hängt, wurde zum hundertsten Geburtstage des Dichters von den Deutschen in Moskau gestiftet, und alljährlich zweimal, am Geburtstag und am Todestag des großen Sohnes Marbachs, sendet die „Konkordia" ihre volltönenden Akkorde über das Städtchen auf der grünen Halde über dem blanken Neckar.

Nicht weit von diesem Meisterwerk Aberlin Jörgs schillert es wieder. Hier im „Löwen" wurde, wie eine Tafel meldet, Schillers Mutter als Tochter des Bäckers Kodweiß geboren, der später sein Vermögen verlor und als armer Torwart des inzwischen abgebrochenen Niklastores starb.

Und dann, in einem steilen, winkeligen und holperigen Gäßchen steht man vor der Krippe im schwäbischen Bethlehem, vor dem kleinen Giebelhaus, von dem aus das große Genie seinen Gang in die Welt tat. Man stellt unwillkürlich einen Vergleich an mit dem vornehmen, weiträumigen Patrizierhaus im Hirschgraben in Frankfurt am Main, wo der andere der großen deutschen Dichter- und Geistesdioskuren, Goethe, in den Windeln lag. Hier in Marbach ist alles klein und eng, und auch in seinem übrigen Leben ist Schiller in engen Schranken gehalten worden. Aber desto gewaltiger und feuriger preßte sich das Genie aus der Enge ins Weite, aus dem Niederen in die Höhe. Heute freilich ist das Häuschen pietätvoll sauber und dockelig gerichtet und in seiner freundlichen braungelben Farbe, seinem hübschen kleinstädtischen Holzfachwerkmuster und seinen altertümelnden Butzenscheiben sieht es beinahe theaterkulissenhaft aus. Einst, ehe der Schwäbische Schillerverein 1859 das Gebäude kaufte und es zu einem Heiligtum erhob, unterschied es sich kaum von seinen Nachbarn. In dem schiefwinkeligen Kämmerlein zur ebenen Erde stand die Wiege. Nebenan, in einem dunklen Verschlag, der die Küche darstellte, buk Frau Elsbeth ihrem Fritz Flädle. Auf einer dürftigen schmalen Treppe kommt man zum oberen Stockwerk, in dem wie unten im Erdgeschoß pietätvoll gesammelter Hausrat steht: der Sekretär des durch seinen Heeresdienst meist fern von den Seinen weilenden Vaters, das Spinnrad der Mutter, ein paar Stühle, ein Lehnsessel. Von der Wand blicken die Bilder der Eltern, Nachbildungen der im Schiller-Nationalmuseum verwahrten Originale von Ludovika Simanowitz. Da hängt auch eine Kopie seiner Geburtsurkunde mit dem 11. November 1759 als Datum und ein eigenhändiger Brief der Frau Schillerin, seiner Mutter. Dann steht man noch säuberlich geordnet Gegenstände aus des Dichters Gebrauch: seine Tabaksdose, Kette und Uhr, Ringe, Kinderkleidchen, seine Gitarre, den dreispitzigen Lederhut des Karlsschülers, eine Hose, ein Paar Strümpfe, ein Trinkglas, Schnupftabaksdosen und andere Reliquien. In dem Spiegel, den er nach dem Austritt aus der Karlsschule benützte, spiegeln sich neugierig die fremden Besucher, ohne einen lebendigen Hauch seines einstigen mit leiblicher Schönheit nicht gesegneten Besitzers in ihm wiederzufinden.

Kaum vier Jahre beschirmte das dürftige Häuschen die früheste Jugend Schillers; im Jahre 1764 konnten Mutter und Kinder zu dem inzwischen Hauptmann gewordenen Vater nach Lorch ziehen.

Gegenüber dem kleinen Häuschen, von dem das große Licht ausging, steht ein nimmermüder Brunnen mit einem steinernen wilden Mann, der schon auf das vor ihm spielende kleine Rotköpfchen Schiller geblickt hat und der vor einigen Jahren, als durch Brand des Nachbargebäudes Gefahr drohte, dem Dichterhäuschen das Leben rettete.

Oben auf beherrschender grüner Höhe über dem gesegneten Neckartal erhebt sich neben dem erzgegossenen Denkmal das große steinerne, das der Schwäbische Schillerverein und das ganze schwäbische Heimatland dem großen Landsmann geweiht hat, das Schillermuseum, wo die „Geschichte" schwäbischer Dichtkunst unter dem Zeichen Schillers wie unter einem Fittich gesammelt aufgeschlagen ist.

Was Schiller in seinen Lehr- und Wanderjahren an seine mütterliche Freundin, Frau von Wolzogen, ahnend geschrieben hatte, war zur Wahrheit geworden: „Wenn ich mir denke, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lange verwest ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Tränen und Bewunderung zollt, dann freue ich mich meines Dichterberufes und versöhne mich mit Gott und meinem harten Verhängniß".

Schiller...

Von Dr. Emma Schill

Am 10. November sind es 175 Jahre, daß der große schwäbische Dichter Johann Christoph Friedrich Schiller das Licht dieser Welt erblickt hat. Ein kleines Stübchen im Erdgeschoß eines unscheinbaren Hauses in Marbach a. N. war die enge, begrenzte Luft, der der später weltweite Dichter entstammte.

Der siebenjährige Krieg hatte den im württembergischen Heeresdienst stehenden Vater soeben wieder ins Feld geführt, als seine Ehegattin Elisabeth Dorothea geb Kodweiß die Wiege ihres Mutterglücks hegend und pflegend umwob. Unter diesen und anderen Wirren der Zeit wuchs das Wunderkind auf, und tatendurstig trat der spätere Jüngling ins Leben. Frühe genug mußte er an sich selber den bitteren Kampf des Daseins verspüren, und nur zu frühe war das an Kampf und Arbeit überreiche Leben vom Tod überrascht worden. Für uns ein Grund mehr, sein Andenken zu ehren, seiner heute, an der 175. Jahreswende, in Liebe zu gedenken!

Mit Recht hat die Regierung die Schillerfeier, wie einst 1905 bei des Dichters hundertstem Todestag, als eine Volksangelegenheit vorbereitet, ist Schiller doch der deutscheste aller deutschen Dichter und damit der nationalste und sozialste der Dichter. In allem, was er schuf und schrieb, ging es nur und nur um Deutschland: einerlei, ob er dazu fremde Länder studierte, fremden Stoff benützte, einerlei, ob das betreffende Bühnenwerk „Don Carlos" oder „Maria Stuart" oder „Jungfrau von Orleans" heißt, ob es sich „Wilhelm Tell" oder „Wallenstein" nennt! Das, was er damit zeigte und deutete, hieß Vaterland! „Der Ton macht die Musik", sagt man. Hier, bei Schiller, macht der Geist, die Idee, die Absicht — alles! Sie schuf lebende Musik: sie schuf lebendige Werke. Diese Werke, und vor allem Schillers Volksdramen sind das untrügliche Sprachrohr, der Kanal, der zum Volk führt und vom Volk zurück zum Dichter. Oder trifft nicht der Schwur auf dem „Rütli" wie Donnerpfeile unser Ohr: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr!" Und trifft es nicht blitzartig unser Herz, da wo seine Vaterlandsliebe in der „Jungfrau von Orleans" zu uns spricht: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre". Und im „Wallenstein": „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein."

Aber so wie in den volkstümlichsten seiner Dramen die Erweckung zur Staats- und Volksgesinnung sich Bahn bricht, so findet in allen anderen seiner Bühnenwerke der Freiheitsgedanke Stimme und Raum. Einmal ist es die völkische, ein andermal die moralische, und sehr oft die geistige Freiheit. Schlagartig, wirksam, gewaltig tritt sie hervor.

Derselbe Dichter, der hier und da die nationale Ehre mit der völkischen Freiheit verkündet, derselbe Dichter fordert auch die persönliche Freiheit. Und er verklärt, verewigt sie. „Mit dem Pfeil, dem Bogen, durch Gebirg und Tal, kommt der Schütz gezogen, früh am Morgenstrahl. Ihm gehört das Weite, was sein Pfeil erreicht, das ist seine Beute, was da kreucht und fleucht..." Mit dem Pfeil, dem Bogen, erobert der Schütze Wilhelm Tell die Freiheit seines Landes, seines Volkes, seiner selbst! Freiheit ist Leben, aber sehr oft ist sie des Lebens Preis. „Wer dich will retten und die seine nennen, der muß den Tod beherzt umarmen können..." (Maria Stuart.) Wie viele solcher und ähnlicher Beispiele ließen sich noch anführen! Ueberall geht es um das höchste irdische Volksgut: um Freiheit und Vaterland! Das Vaterland ist, sozusagen, das Gefäß, in das er alles Edle und Große an Glück und Schmerz ergießt. Dem kampfbereiten Arm des Mannes, dem gestählten Mut steht das opferwillige, mütterlich besorgte Weib zur Seite. Beide sind sie Gast im irdischen Heimatland; beide wandern sie der besseren Heimat zu. Und nicht umsonst gilt des Dichters besonderes Interesse der Frau. Sie ist die Wegbereiterin und Weggenossin. „Ehret die Frauen, sie flechten und weben himmlische Rosen ins irdische Leben; flechten der Liebe beglückendes Band. Und mit der Grazie züchtigem Schleier nähren sie wachsam das ewige Feuer schöner Gefühle mit heiliger Hand..." In Lied und Gedicht, in Drama und Lyrik ist der Frau ein Denkmal vom Dichter errichtet worden. Rechte und Pflichten, Ziel und Weg sind von ihm gekennzeichnet und aufgezeigt, unvergleichlich schön und erhaben im „Lied von der Glocke". Die Frau ist hier als die Erhalterin der Ordnung, als die Stifterin des Friedens und die Trägerin der Sitte dargestellt.

Die unerschöpfliche Kraftquelle der Frau aber ist die Liebe. Sie hat der Dichter verklärt, in Ewiges verwandelt. Mutterliebe ist dieses Ewige: „Der freien Mutter freieste Söhne schwingt euch mit festem Angesicht zum Strahlensitz der höchsten Schöne; um andere Kronen buhlet nicht!... Erhebet euch mit kühnem Flügel hoch über euren Zeitenlauf; fern dämmre schon in eurem Spiegel das kommende Jahrhundert auf..."

So schuf der Dichter neben einem Thron der Freiheit — einen Altar der Liebe; und damit ein wirksames Vermächtnis!

Träger der nationalen Gesinnung, Förderer und Verteidiger der nationalen Freiheit und Ehre, bahnbrechender Erzieher, Menschenfreund, mutiger Kämpfer im Streit um die gute Sache! So sehen wir ihn, so lieben wir ihn, so verehren wir ihn in diesen Tagen besonders innig und warm. So legen wir ihm den Lorbeerkranz der Treue und Dankbarkeit nieder. 175 Jahre sind vergangen; 175 Jahre rufen uns zu, daß er lebt!

Zwei- und Fünfmarkstücke als Schiller-Gedenkmünzen

Das württembergische Münzamt hat anläßlich des bevorstehenden 175. Geburtstages Friedrich von Schillers neue Zwei- und Fünfmarkstücke mit dem Kopf des Dichters prägen lassen.

Schiller-Anekdoten

Zum 175. Geburtstag des Dichters am 10. November

Schiller als Gastgeber

Im Stuttgarter Morgenblatt von 1837 wird erzählt, wie unbefangen und einfach, auch in bezug auf Essen und Trinken, es im Schillerschen Hause zuging. Einst hatte der Dichter Besuch von dem Adjutanten des Königs von Sachsen, einem Hauptmann Funk. Schiller war unten im Garten beim Kegelspiel und lud den Hauptmann liebenswürdig zum Abendessen ein. Da wurden denn nachher ein paar alte, ungleiche Tische zusammengestellt. In aller Eile ließ er ein Tischtuch darüber decken, und es wurde als Gastmahlzeit weiter nichts als ein Stück Fleisch aufgetragen. Dabei waren alle ganz unbefangen und heiter, trotzdem es an Geschirr und Mundtüchern fehlte.

Der schlagfertige Schiller

Der junge Schiller lernte Harfe spielen. Als er einmal in Ludwigsburg bei offenem Fenster gewagte Akkorde und Läufe übte, rief ihm sein gegenüber wohnender Nachbar, der den rotlockigen Jüngling nicht besonders leiden konnte, über die enge Gasse zu: „Herr Schiller, Sie spielen gerade wie der König David, nur nicht so schön!" „Und Sie", erwiderte Schiller rasch gefaßt, „Sie reden gerade wie der König Salomo, nur nicht so gescheit!"

Vater und Sohn

Schillers Sohn hatte keine Spur der dichterischen Gaben seines Vaters geerbt. Er war Forstmann. „Mein Vater", äußerte er einmal, „ist ein sehr kluger Mann gewesen, aber von Holz hat er keine Ahnung gehabt, denn sonst hätte er nie dichten können: „Nehmet Holz vom Fichtenstamme", denn das ist ja das schlechteste Holz, was es gibt. Auch als Brennholz sind für einen Dichter die edelsten Hölzer gerade gut genug."

LANDKREIS CALW Kreisarchiv Calw

Sohn und Enkel

Der Oberförster Schiller, der in württembergischen Diensten stand, hielt sich nach seinem eigenen Geständnis am liebsten dort auf, „wo es nicht zu weit zu einem guten Schoppen" war. Diese Vorliebe gab Veranlassung zu einem heiteren Erlebnis, das der Oberförster gern selbst in folgender Weise erzählte: „Als mein Junge noch ein Bub war, tat ich ihn zu einem Präzeptor in Kost, Zucht und Schule. Der hielt alle Semester Examen mit seinen Zöglingen und lud dazu öffentlich ein, insbesondere deren Eltern. Einmal, denk' ich, mußt du auch hingehen, und grad als ich ins Schulzimmer trete, überhört der Präzeptor die Buben lateinische Vokabeln. Mich sehend, meint er natürlich meinem Fritz besondere Aufmerksamkeit schenken zu müssen. Er fragt zwei, drei, der Bub weiß sie, und man sah's dem Kerl deutlich an, wie herzlich froh er war. Aber da fragt der Schulmeister wieder: silva (der Wald) und der Bub weiß es nicht, schaut verdrießlich vor sich nieder. „Na, silva", wiederholte der Präzeptor, „silva, Schiller? Du weißt's sicher, denn dein Vater geht oft dorthin." Und auf fährt der Bub wie der Blitz. Das hat ihn auf die rechte Spur gebracht. Und, Freude auf dem Gesicht, antwortet er flugs und laut: „Siiva, das Wirtshaus!"

Schillers erstes Kolleghonorar

Das erste Kolleghonorar empfing der neugebackene Universitätsprofessor Schiller am 10. November 1789, also an seinem Geburtstag. Ein junger Student aus Bernburg kam und brachte es ihm. „Das kam mir doch lächerlich vor", schreibt der Dichter an Charlotte von Lengefeld. „Zum Glück war der Mensch noch neu und noch verlegener als ich. Er retirierte auch gleich wieder."

Die Kreuzerfahrten der „Emden"

Aus dem Tagbuch eines Mitkämpfers

3. Unter falscher Flagge

Am 19. August liefen wir eine Südseeinsel an, um Kohlen zu trimmen. Es traf sich für uns günstig, daß der Lloyd-Dampfer „Prinzeß Alice" gerade die Insel passierte. Er wollte seine Proviantladung dem Kreuzergeschwader zur Verfügung stellen und suchte nun, mit deutschen Kriegsschiffen in Fühlung zu kommen.

„Prinzeß Alice" hatte in Singapore für 50 Millionen Mark Goldgeld von einer englischen Bank zur Beförderung an die Zweigstelle in Hongkong erhalten. Unterwegs erhielt sie die Nachricht vom Kriegsausbruch. Sie fuhr darauf sofort auf Umwegen nach Manilla, und so wurde der Goldschatz wenigstens vorlä fig dem Feinde entzogen. Mit dem Dampfer kamen auch Reservisten und Kriegsteilnehmer. Der Kommandant nahm zwei Offiziere, zwei Unteroffiziere und acht Heizer an Bord. Die neuen Kameraden brachten amerikanische Zeitungen mit. Wir konnten hier zum ersten Male feststellen, was das Reuterbüro für Lügen in die Welt setzte.

„Prinzeß Alice" nahm unsere Post mit und dampfte ab, während wir erst am nächsten Tage „Anker auf" gingen. Zwei Tage später sahen wir Rauchwolken; wir fuhren darauf los, mußten aber feststellen, daß es sich um einen japanischen Dampfer handelte. Leider wußten wir damals noch nicht, daß wir uns mit Japan bereits in Kriegszustand befanden. Auf jeden Fall wollte aber unser Kommandant vermeiden, daß wir erkannt wurden, und er ließ aus diesem Grunde eine unkenntliche Flagge hissen. Der Sicherheit wegen waren auch die Schiffsnamen am Bug und auf den Bojen überstrichen, und anstelle von „Emden" der Name „Nagata Maru" gesetzt worden. Wenn einmal eine Boje verloren ging, so konnten daraus keine Schlüsse auf die Nähe eines deutschen Kreuzers gezogen werden.

Am 23. August passierten wir den Aequator und mußten unwillkürlich daran denken, wie wir vor einem Jahr bei dieser Gelegenheit die „Neulinge" getauft hatten. Neptun hatte damals seine Rede mit den Worten beendet:

„Ob in der Heimat, ob auf fernem Meer,
für Deutschlands Flagge und für Deutschlands Ehr!"

Wir alle waren jetzt bereit, diese Worte zu befolgen, wenn Neptun uns nur möglichst viel feindliche Schiffe in den Weg führen wollte.

Inzwischen näherten wir uns den Inseln von Niederländisch-Indien, und die Wahrscheinlichkeit, auf feindliche Schiffe zu stoßen, wurde immer größer. Mit der Enge der Gewässer wuchs auch die Spannung, und am liebsten hätte jetzt die ganze Besatzung Ausschau gehalten. Endlich hatten wir die Küste vor uns und hielten auf sie zu. Bald konnte man mit bloßem Auge das Vorgebirge erkennen, um das wir wahrscheinlich herum mußten. Da erschien plötzlich aus einer versteckten Bucht ein Kriegsschiff mit Kurs auf uns. Wir machten sofort gefechtsklar, und unsere Gegner drüben hatten ebenfalls „Klar Schiff" anschlagen lassen. Bald erkannten wir, daß uns diesmal ein Freund gegenüberstand, nämlich das holländische Linienschiff „Marten Harperszon Tromp".

Mit unserem Kohlentrimmen war es nun natürlich vorbei; denn die Neutralität durfte nicht verletzt werden. Wir gingen aber vor Anker, da der Kommandant mit dem Holländer einen kleinen „Schnack" machen wollte. Nach einigen Stunden wurde wieder „Anker auf" kommandiert. Der Holländer geleitete uns noch drei Seemeilen weit. Kaum waren wir aber außer Sichtweite gekommen, als wir wieder kehrt machten, um am nächsten Tage in einer anderen Bucht ungestört Kohlen zu trimmen.

Unser Kommandant hatte inzwischen eine neue List ersonnen. Aus Segeltuch wurde ein vierter Schornstein aufgebaut, denn Deutschland hatte keinen Vierschornsteinkreuzer draußen, und so mußte uns jeder Gegner für einen Engländer halten. So ausgerüstet, liefen wir bei Dunkelwerden in die enge Straße von Timor ein, und unbehelligt war am nächsten Morgen der weite Ozean erreicht.

Am 4. September war wieder ein sicheres Versteck zum Kohlentrimmen gefunden worden. Gerade waren die letzten Säcke hochgekommen, als ein holländischer Regierungsdampfer längsseits gefahren kam mit der Aufforderung, die Bucht sofort zu verlassen. Da wir die Arbeit ohnehin schon beendet hatten, fiel es uns nicht schwer, der Aufforderung nachzukommen. Wir fuhren in nordwestlichem Kurs weiter. Wohin, das erfuhren wir am Sonntag nach dem Gottesdienst aus dem Munde des Kommandanten. Wenn er uns auch keine direkten Angaben machte, so teilte er doch mit, daß wir uns jetzt nach unserem eigentlichen Tätigkeitsfeld begeben würden.

Am 10. September erreichte die „Emden" die Dampferstrecke Madras—Kalkutta. Noch am gleichen Abend wurde kurz vor 10 Uhr ein Licht bemerkt. Unser Kohlendampfer blieb zurück, und mit großer Fahrt ging es ran an den Feind. Zuerst wurde das Licht vorsichtig umkreist. Als wir sicher waren, nur einen Handelsdampfer vor uns zu haben, wurde er durch einen Salutschuß zum Halten aufgefordert. Schon der erste Schuß genügte, um den Dampfer zum Stoppen zu veranlassen. Nachdem wir mit der nötigen Vorsicht längsseits des Schiffes angekommen waren, wurde in einem Boot das Prisenkommando losgeschickt. An Bord wartete alles mit größter Spannung, was sich nun ergeben würde. Bald hörte man von drüben die Worte: „Griechischer Dampfer „Pontoporros", 7200 Tonnen. Bengalkohlen für England bestimmt". Das Prisenkommando erhielt den Befehl, den Dampfer abzublenden und uns zu folgen. Kohlen konnten wir sehr gut brauchen. Die Dampferbesatzung hatte kein besonderes Wohlgefallen an England, wollte deshalb an Bord bleiben und für uns weiter fahren.

Am nächsten Vormittag war wieder Rauch zu sehen. Sofort ging es „Alle Fahrt" darauf zu. Bald konnte festgestellt werden, daß es ein Dampfer war, der noch dazu die englische Flagge führte. Nach einiger Zeit wußte das Prisenkommando mehr von dem Dampfer zu erzählen. Er hieß „Indus" und war auf der Fahrt von Bombay nach Kalkutta. Dort sollte er Artillerie an Bord nehmen und sie nach England bringen.

Diese Beute durften wir nicht laufen lassen, also mußte sie versenkt werden. Der Dampfer hatte für mehrere Monate Proviant an Bord, und so wurden ihm zuvor Seife, die wir besonders gut gebrauchen konnten, Konserven und Zeitungen abgenommen. Inzwischen hatte die englische Besatzung Zeit, ihre Sachen zusammenzupacken und dann wurde sie auf den Kohlendampfer „Markomannia" gebracht. Auf dem „Indus" wurden die Bodenventile geöffnet, und um die Sache kurz zu machen, bekam er auch noch einige Granaten in die Wasserlinie.

Es schien, als ob die Engländer uns nicht in dieser Ecke vermutet hätten; denn am nächsten Abend kam uns wieder ein leerer Truppentransportdampfer entgegengefahren. Es war „Lowack", und sein Kapitän schimpfte niederträchtig über sein Pech. Wegen der Dunkelheit konnte von dem Dampfer nichts an Bord genommen werden. Er wurde wie er war versenkt.

In der nächsten Nacht begegneten wir dem englischen Dampfer „Kabinga". Er hatte Ladung für Amerika. Unser Kommandant beschloß daher, ihn für den Rücktransport der gefangenen Besatzungen zu benutzen. Vorläufig mußte er uns aber folgen; denn es sollte noch weiter gekapert werden. Damit er uns nicht verraten konnte, wurde seine drahtlose Station zerstört. Nachdem der Kapitän der „Kabinga" weidlich über seine Behörde geschimpft hatte, verriet er noch dazu, daß nach ihm ein Dampfer „Killin" ausgelaufen sei, der in einigen Stunden da sein müßte.

Tatsächlich erschien kurz darauf in der Ferne ein Licht. Begünstigt von der Dunkelheit fuhren wir so nahe an das Schiff heran, daß wir mündlich miteinander verkehren konnten. Wir riefen „Killing stoppen!" und erschrocken kam die Antwort „All right, Sir!" Der Kommandant des „Killin" hatte noch immer nicht gemerkt, wer wir waren, und selbst als das Prisenkommando an Bord kam, glaubte er zunächst, daß es sich um Engländer handelte. Er konnte es nicht begreifen, wie es möglich war, daß ein deutsches Kriegsschiff den Namen seines Schiffes auf hoher See und in dunkler Nacht kennen konnte. Da das Ausbooten und Versenken bei Nacht zu umständlich war, mußte der Dampfer abblenden und uns folgen.

Jetzt bildeten wir ein Geschwader von fünf Schiffen. Zum Glück hatten wir genügend Leute an Bord genommen und konnten daher alle Dampfer mit Wachtposten besetzen, ohne daß der Dienst auf der „Emden" gefährdet wurde. Am Vormittag wurde „Killin" samt Ladung in die Tiefe geschickt.

4. Besuch vor Madras

Der nächste Dampfer, den wir trafen, war ein Italiener, der uns einen üblen Streich spielte. Nach Prüfung der Schiffspapiere wurde er entlassen und versprach, nichts von unserer Anwesenheit zu verraten. Kaum war er jedoch außer Sichtweite gekommen, als auch schon ein Funkenapparat knatterte und ein Postdampfer, der uns unfehlbar in die Quere gekommen wäre ,schleunigst kehrt machte und dadurch der Vernichtung entkam. Ein anderer Dampfer, der von den Italienern gewarnt worden war, versuchte, durch äußerste Fahrt zu entkommen. Drei Schuß, davon zwei scharfe, schienen ihn nicht zu rühren. Gerade hatte der Artillerieoffizier einer Breitseite befohlen „Granaten nach Kommando — Salve!" Aber noch bevor das langgezogene „Feuern" ausgesprochen war, stoppte der Dampfer. Das Schiff hieß „Trabock" und gurgelte am nächsten Morgen ab.

Im Golf herrschte jetzt riesige Aufregung. Wir merkten es am vielen Funken. Das „Geschäft" war uns durch den Italiener gründlich verdorben worden, und der Kommandant entschloß sich deshalb, diese Ecke zu verlassen und sich ein ergiebigeres Feld zu suchen. Die „Kabinga" bekam alle Gefangenen und sollte sie nach Kalkutta bringen. Zum Dank für die gute Behandlung brachte zum Abschied der Kapitän des „Indus" drei Hurras auf die „Emden" und ihren Kommandanten aus.

Wir nahmen jetzt die Strecke Kalkutta—Rangoon vor. Als erster Dampfer kam „Klam Matthesson" an die Reihe. Er hatte Stückgut geladen, darunter auch ein berühmtes Rennpferd. Wir verpfuschten das verheißungsvolle Rennen durch Versenkung von Dampfer und Pferd.

In den nächsten Tagen war trotz eifrigen Suchens nichts zu finden. Dicht vor Rangoon kam endlich ein Norweger angefahren. Er bekam die Leute vom letzten Dampfer gegen eine Entschädigung zur Beförderung mit. Der Kapitän muß übrigens ein guter Kaufmann gewesen sein, denn wie wir später aus Zeitungen erfuhren, hatte er von den englischen Behörden nochmals das Fahrgeld für die Leute verlangt.

Nachts wurde ein Funkspruch von Rangoon aufgefangen, der die Anwesenheit der „Emden" meldete. Wir schwenkten ab und trimmten am nächsten Tage auf hoher See Kohlen. Jetzt hatte die Jagd nach der „Emden" begonnen, aber die besondere Begabung unseres Kommandanten bestand darin, daß er immer erriet, was der Feind im Schilde führte, sodaß immer Gegenmaßnahmen getroffen werden konnten. Noch in der Nacht fuhr ein Kriegsschiff auf der einen Seite einer Insel vorbei, hinter der wir uns aufhielten. Es dürfte die „Hampshire" gewesen sein. Offenbar sollte sie uns den Weg nach Niederländisch-Indien verlegen. Dort konnte sie ruhig suchen; denn die „Emden" steuerte in geradem Kurs auf Madras zu.

Am 22. September abends um 9.30 Uhr erschienen wir als ungebetene Gäste vor Madras und sandten sofort unsere Besuchskarten in die Stadt. Im Hintergrund des Hafens standen große Petroleumbehälter, und auf diese hatte es der Kommandant abgesehen. Als die „Emden" eintraf, war die Stadt hell erleuchtet, und unser Artillerie-Offizier hatte es um so leichter, Ziel und Entfernung festzustellen. Unsere vier Scheinwerfer blitzten auf, und dann ging es los. Die Granaten verteilten sich in die Petroleumbehälter. Aus zwei Tanks, die gefüllt waren, schoß bald eine riesige Feuergarbe empor. Es war ein schauerlich-schönes Bild. Schade nur, daß die anderen Behälter leer waren. Ein Fort gab drei Schüsse ab, dann verstummte es. Wahrscheinlich war die Hitze, die die brennenden Oeltanks ausströmten, zu groß, als daß Menschen sich in der Nähe aufhalten konnten. Noch sechs Stunden lang konnten wir den Feuerschein von Madras sehen. Der Wind wehte nach der See zu, daher blieb die Stadt selbst vom Feuer verschont.

Nach kurzer Zeit erfuhren wir aus einer Zeitung, was wir in Madras angerichtet hatten. Die Kaufmannschaft der Stadt hatte gerade ein großes Festessen abgehalten, um das Verschwinden der „Emden" aus dem Golf zu feiern. Mitten in einer großen Festrede begann es zu donnern. Man glaubte zuerst an ein Gewitter, bis man entdeckte, daß die „Emden", deren Verschwinden man gerade beging, den Donner verursachte. Man kann sich den weiteren Fortgang des Festes vorstellen.

Von Madras gings nach Ceylon. Am 25. September begegneten wir auf der Fahrt dem englischen Dampfer „King Lud", der prompt erledigt wurde. Die Beschießung von Madras schien aber die Engländer vorsichtiger gemacht zu haben; denn als wir auf der Höhe von Colombo ankamen, sehen wir die Scheinwerfer von den Forts oder Schiffen fortwährend den Horizont ableuchten. Das störte uns nicht; denn wir wollten dort nicht hin, vielmehr zogen wir es vor, Dampfer, die von Colombo ausliefen, in Empfang zu nehmen.

Der erste Dampfer, der aus dem Hafen kam, war „Tymerik" mit 5600 Tonnen Zucker, der für England bestimmt war. Der Kapitän konnte gar nicht fassen, daß er im Scheinwerferlicht von Colombo, der stark befestigten Stadt, gekapert werden würde. Der Dampfer ging bald mit seiner süßen Ladung in die Tiefe.

Als in der Nacht der Dampfer „Gryserale" unseren Weg kreuzte, wurde er angehalten und mußte uns als Lumpensammler folgen. Er war nicht groß und hatte keine Ladung an Bord. In der nächsten Nacht wurde der Dampfer „Brest" mit 6500 Tonnen bester Schiffskohle abgefangen, die für die englische Admiralität bestimmt war. Gute Kohle konnten wir gebrauchen; denn die des Griechen qualmte fürchterlich und brannte auch schlecht. Unser Personal besetzte den Dampfer und fuhr mit ihm weiter. Später wurde bei ihm noch eine Funkstation eingebaut; er löste dann die „Markomannia" ab.

Nun hatten wir wieder genug Kohle im Vorrat, und Proviant brachten uns noch am selben Tage die Dampfer „Ribera" und „Foyle". Was auf der „Emden" fehlte — Mehl, Kartoffeln, Zucker, Konserven, Bier und Tabak — wurde an Bord genommen. Wir speisten jetzt auf feinen Porzellantellern, die eigentlich für das Grand Hotel in Kalkutta bestimmt waren. Um die Vorräte an Putzlappen zu ergänzen, wurden mit Vorliebe Kisten, die Garnpacken oder ähnliches Zeug enthielten, von den Dampfern herübergebracht. Einmal kam es vor, daß zwei Kisten statt dessen seidene Strümpfe und andere Damenkleidungsstücke enthielten. Man kann sich vorstellen, mit welch schönen Glossen die Seeleute den Empfang des seidenen Putzmaterials quittierten.

Nachdem einige Ruhetage zum Ausbessern der Maschinenanlagen gedient hatten, liefen wir am 9. Oktober die englische Insel Diedogarcia an, um in der Bucht Kohlen zu übernehmen. Der Gouverneur kam gleich an Bord. Er wußte noch nichts vom Krieg, und wir erzählten ihm, daß wir eine Weltreise machten. Die wenigen Europäer waren sehr freundlich und schickten Kokosnüsse, Fische und ein Schwein an Bord.

Am 12. Oktober dampfte die „Emden" zum sechsten Male während der Kriegsfahrt über den Aequator. Drei Tage später wurde wieder bei einer unbekannten englischen Insel gekohlt. Da wir in den letzten Tagen wenig Erfolg gehabt hatten, wählte unser Kommandant die Dampferstrecke Aden—Colombo, die mehr Beute versprach. Als wir auch hier keinen Gegner fanden, fuhren wir 60 Meilen weiter seitlich und hatten damit auch das Richtige getroffen.

Zuerst kam uns der große Dampfbagger „Pomrabbel" entgegen. Von weitem sah er aus wie ein Torpedoboot, und daher wurde „Klar Schiff" angeschlagen. Gerade sollte der Bagger versenkt werden, als schon wieder ein Dampfer in Sicht kam. Es war der „Clam Grant", der Proviant und Stückgut geladen hatte. Bevor er versenkt wurde, nahmen wir ihm einiges ab. Das gleiche Schicksal traf zwei weitere Dampfer. Besonders ergiebig war der „Trolius", der Zinn und Kupfer im Werte von 20 Millionen Mark an Bord hatte. Jetzt waren wir reichlich mit Proviant versorgt, und es war eine wahre Lust, an Bord zu leben.

In der folgenden Nacht wurden die Dampfer „Saint Egbert" und „Exford" gekapert. „Egbert" wurde, weil er Stückgut für Amerika geladen hatte, für den Rücktransport der Schiffsbesatzungen bestimmt. „Exford" hatte Kohlen an Bord und diente uns von nun an als Kohlendampfer. Nachdem dann noch „Chilkana" gekapert und versenkt worden war, wurde der Lumpensammler entlassen. Die Nacht darauf hätte wieder ein Dampfer gekapert werden können, aber der Kommandant ließ ihn laufen, um die Besatzung, die in den letzten Tagen fast gar nicht zur Ruhe gekommen war, nicht allzusehr auszupumpen, zumal am nächsten Morgen gekohlt werden sollte. Auch diese schwere Arbeit ging vorbei, und auf der Fahrt nach dem Golf hatten wir Zeit, uns wieder einmal etwas auszuruhen.

Viel Spaß machte uns eine Zeitung, die wir auf einem der versenkten Dampfer ergattert hatten, und die wieder einmal bewies, was die Engländer für gute Kaufleute sind. Ich hatte schon erzählt, daß wir dem ersten Dampfer eine große Menge Seife abgenommen hatten. Diese Kunde war auch nach England gedrungen, und eine englische Seifenfirma ließ in der Zeitung folgende Reklame los: „Unsere Seife ist die beste. Das hat sogar die „Emden" gewußt. Als ihre Leute, schwarz wie die Neger, an Bord des „Indus" kamen, fragten sie sofort nach unserer Seife. Sie durchwühlten das ganze Schiff, und als sie unsere weltberühmte Erzeugnisse fanden, stürzten sie sich wie besessen darauf. Wie Augenzeugen berichten, baten sie sofort um Waschwasser, und, nachdem sie sich gründlich gewaschen hatten, sahen sie wieder menschlich aus."

Fortsetzung folgt.

LANDKREIS CALW Kreisarchiv Calw